Kritik der Bequemlichkeit

Autor(en): **Ernst, Meret**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **34 (2021)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-965761

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kritik der Bequemlichkeit

Am Computer lernte Design, die Nutzer ins Zentrum zu stellen und unsere Bedürfnisse zu bedienen. Heute sollten wir die damit verknüpfte Bequemlichkeit infrage stellen.

Text: Meret Ernst

Am Anfang war der Bildschirm. Je digitaler die Welt, desto wichtiger das Interface, die grafisch gestaltete Benutzeroberfläche: Wer nicht codieren kann, braucht Krücken, um mit der Univeralmaschine Computer Dinge zu tun, die das Leben erleichtern. Wie die meisten von uns, die wir Nachrichten checken, Fotos archivieren, einkaufen, chatten und streamen, Bankgeschäfte erledigen, Partner suchen, uns selbst verwirklichen, Gesundheit tracen, Verschwörungen kommentieren oder die eigenen Kinder überwachen.

Bis es soweit war, dauerte es. Die digitalen Schnittstellen, die das alles ermöglichen, mussten entwickelt und gestaltet werden. Diese Aufgabe zeichnete sich erst mit der Ankunft des Personal Computers in den 1980er-Jahren ab. Sie befeuerte die Debatte, was Design anderes sei als die Gestaltung von Schnittstellen. Stets vermitteln jene zwischen den Handelnden und den Artefakten, wie Gui Bonsiepe formulierte. Egal ob es sich dabei um Kinderspielzeug, Landwirtschaftsmaschinen oder Computerprogramme handelt. Design hilft uns, mit den Dingen zu interagieren, und das meint nichts anderes, als dass wir den gestalteten Artefakten Sinn und Bedeutung zuweisen. Damit gestaltet Design das Verhältnis zwischen Akteuren innerhalb eines Systems, dessen Grenzen variabel sind.

Von der Programmierzeile zum User Interface

Dazu gehören die Nutzerinnen und Nutzer. Sie können aus dem System Mensch-Maschine nicht herausgerechnet werden. Doch wie sollen digitale Schnittstellen gestaltet sein, wenn wir die Mechanik einer Funktion nicht mehr ablesen können, wenn statt Rädchen und Hebel, die sich auf Knopfdruck in Bewegung setzten, ein Algorithmus Buchstaben, Symbole oder Zahlen auf das Display spickt? Was in der Logik der Rechenmaschine liegt, ist dem intuitiven Gebrauch, der auch Regeln folgt, verschlossen. Die beiden Logiken mussten aufeinander abgestimmt werden.

Erst die ‹Humanisierung› des Computers öffnete dem Rechner die Türe in die Privatsphäre und machte Unternehmer wie Bill Gates und Steve Jobs erfolgreich. Spätestens in den 1990er-Jahren bezogen die Softwareentwicklerinnen und Interaction Designer den prototypischen Nutzer – den digitalen Analphabeten – mit ein. Schliesslich sollten ihre Systeme möglichst vielen dienlich sein. Das war die Geburt des User-Centred Design, das den Menschen als Nutzer definiert.

Im Vergleich zur unerbittlichen Logik der Rechenmaschine wirkt unser Verhalten erratisch. Also muss es besser verstanden werden. In den Usability-Labors kommen uns die Ergonomen auf die Schliche. Sie nutzen beobachtende Methoden und Tests, die von Erkenntnissen der Kognitionspsychologie und Erzähltheorie profitieren. Bald war klar, dass die Logik der Maschine in eine lebensweltliche Erfahrung übersetzt werden muss, damit die Schnittstelle funktioniert. Als Krücke dienen Symbole, die die reale Welt auf das Display übersetzen, wie der Schreibtisch, der Ordner, der Papierkorb oder der Knopf, auf den wir drücken. Voilà, die semantische Wende im Design.

Interfaces müssen so konzipiert und gestaltet werden, dass sie für uns logisch wirken, nicht für die Programmierer. Wir benutzen, was wir als bedeutsam erachten. Dabei helfen uns die Erfahrungen aus der realen Welt, die wir räumlich, akustisch, zeitlich und nach physikalischen Gesichtspunkten ordnen. Die Industrie erkannte derweil, dass sie mit leicht nutzbaren digitalen Interfaces Vorteile erwirtschaftete. Die dabei generierten Daten stützten nicht nur die Hypothesen aus dem Usability-Labor. Auch der Nachweis, dass nutzerzentriertes Design den wirtschaftlichen Erfolg verbessert, war so erbracht.

Zu Diensten!

Benutzerfreundlichkeit lässt sich messen und verbessern. Aber das genügt uns nicht. Wir wollen schliesslich nicht auf die Benutzung von Programmen reduziert werden, sondern diese in unsere komplizierten Leben integrieren. Als Mittel zum Zweck, nicht als Selbstzweck.

Design erkannte das Bedürfnis und zoomte aus der Mensch-Maschine-Interaktion heraus. Es stellte fortan den Menschen ins Zentrum, so das vollmundige Versprechen des Human-Centred Design. Es holte uns dort ab, wo wir nicht nur funktionieren wollten, wie das Programm es erfordert, sondern wo wir uns involviert fühlen sollten. Das suggerierte uns das Silicon Valley und entwickelte die entsprechenden Angebote. Nun ging es darum, diese in grössere Nutzungszusammenhänge einzugliedern,

in ein Biotop von ähnlichen Bedürfnissen, in ein System, mit stets neuen smarten Technologien bestückt. Als Nutzerinnen und Nutzer wurden wir zu Stakeholdern umfirmiert. Mit uns sollten die Entwickler zusammenarbeiten, um eine langfristige Beziehung aufzubauen. Eine Beziehung, die idealerweise nie endet. Damit rücken unsere geheimen Wünsche in den Fokus findiger Start-ups.

Nachdem sie uns gefragt haben, was wir gerne hätten und wie wir es gerne hätten, erkundet die nächste Stufe des Designs unsere Erfahrung. Der Gebrauchswert eines Produkts oder einer Dienstleistung reicht nicht mehr. Experience Design will sicherstellen, dass wir damit eine richtig gute Erfahrung machen, wer immer diese erfasst und bewertet.

Die passende Methode zu solchen partizipativen Ansätzen bietet Design Thinking. Es schöpft aus dem Werkzeugkasten des Designs, um Bedürfnisse der User, verfügbare Technologie und Wirtschaftlichkeit in den Prozess zu integrieren. Der unbestreitbare Vorteil besteht darin, bedürfnisgerecht zu gestalten, also nur, was nachgefragt wird. Umfassend inklusiv ist Design dadurch allerdings nicht geworden. Design Thinking tendiert dazu, die wahren Machtverhältnisse zu verschleiern. Schliesslich kontrollieren wir den Prozess nicht, sondern wir beteiligen uns und hinterlassen Datenspuren. Kaum je bestimmen wir, dass ein Produkt umfassend nachhaltig oder inklusiv produziert werde. Dass also andere Systemteilnehmende wie etwa die Umwelt oder Menschen, die nicht als potenzielle Kunden firmieren, berücksichtigt werden. Unbestritten ist, dass partizipative Ansätze die Aufgaben des Designs erweitern. Sie nehmen die Nutzung vorweg oder erahnen sie zumindest, bevor diese stattgefunden hat. Sie setzen auf das Wissen der Betroffenen, machen uns gar zu Co-Designern. Wir wurden so richtig wichtig. Dachten wir.

Die Wünsche von den Augen ablesen

Inzwischen fühlen wir uns als kleine Sonnenkönige, als die wir behandelt werden, solange wir bezahlen, und sei es mit unseren Daten. Umfassend befragt und bedient, werden wir immer bequemer. Die Log-ins überlassen wir der Maschine. Die Ansprüche an den nahtlosen Service, der zwischen digitaler und analoger Welt vermittelt, steigen ins Unermessliche. Alles stört, was nicht hinter der glatten Oberfläche eines perfekt gestalteten Interfaces verschwindet. Alles nervt, was länger als einen Klick dauert. Die Kommentarfunktion ermöglicht derweil Aggressionsabfuhr. Was es dazu braucht, bis das im Internet bestellte Paket bei uns zu Hause ausgeliefert ist, geht vergessen. Welche Arbeitsbedingungen in der Gig-Ökonomie entstehen, die so perfekt unsere Bedürfnisse bedient und über digitale Schnittstellen verwaltet, und welche Energie immaterielle Dienstleistungen verschlingen, wird auf der Ebene des Angebots tunlichst verschwiegen. Ebenso, was es gesellschaftlich mit uns macht, wenn wir als Nutzerin, als Nutzer derart umworben werden, dass wir uns nicht mehr von den Plattformen lösen können.

Der Nachteil dieser umfassenden Bedienung liegt offen zutage: als Abhängigkeit, die uns wie Junkies immer mehr Bequemlichkeit verlangen lässt. Inzwischen ertönt der Ruf erneut, digitale Technik ‹menschlicher› zu machen, als ob es sich je um einen Gegensatz gehandelt hätte. Schliesslich formen wir die Technik so, wie sie uns formt, seit Jahrtausenden. Für die Folgen sind wir, nicht die Technik zuständig. Mit ihnen umzugehen, sollten wir aber besser nicht den Herstellern allein überlassen, sonst landen wir in derselben verkürzten Definition des Menschen als Nutzer.

Für das Design liegen die Herausforderungen noch anderswo. Es geht nicht darum, dass Design digitale Angebote ‹humaner› gestaltet, indem es den Nutzerinnen und Nutzern den kontrollierten, ‹gesunden› Gebrauch der Angebote erleichtert – mit denselben digitalen Mitteln, die Abhängigkeiten schaffen. Sondern es geht darum, die Angebote zu situieren – als Teil einer Ökonomie, eines Systems mit Akteuren, die davon profitieren und Macht ausüben. Nur so bringen wir sie gemeinsam unter Kontrolle. Wer nur auf die Nutzerin, den Nutzer fokussiert, verliert den Blick auf das Ganze. Zeit für einen neuen Ansatz. Weg vom User, hin zum Kontext, in dem das Angebot steht. Der Name ist noch zu finden, weshalb nicht Planet-Centric Design. Für Nutzerinnen und Nutzer wird er vor allem eine narzisstische Kränkung bedeuten, wenn wir aus dem Zentrum geschoben werden. Gut so. ●

Lötscher & Co AG Schiers

Fensterbau
Schreinerei
Zimmerei

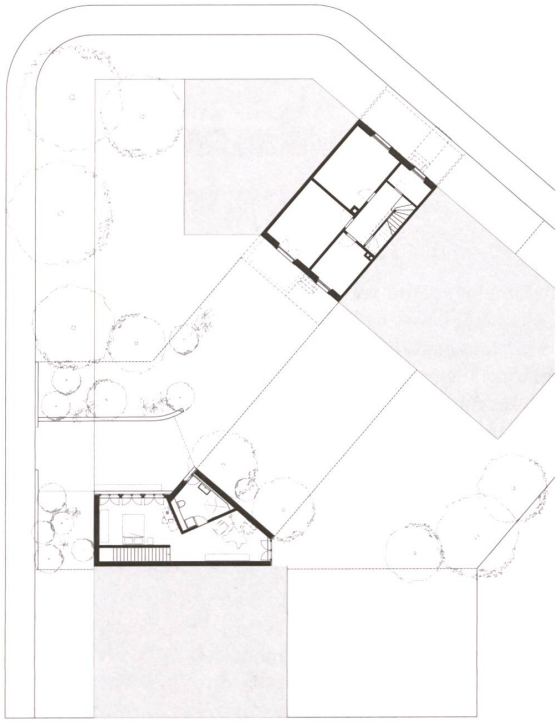
Telefon 081 328 11 39 | Mail loetscher@loetscher-holzbau.ch

Für das Projekt «Burggarta&Erlihuus» im Bündner Dorf Valendas durften wir viele schöne Arbeiten realisieren.

Laubengangabschlusstüren, Fenster in Holz mit Spezialausführungen: nach aussen öffnend. Schiebeläden in Fichte massiv, verglast, auf den Lauben.

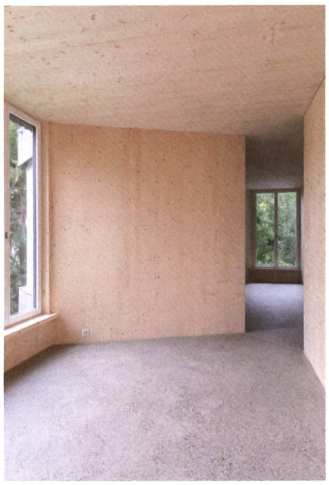
Besten Dank für den geschätzten Auftrag und das entgegengebrachte Vertrauen.

loetscher-holzbau.ch



Obergeschoss

Verdichtet: Die Basler Bauherrin zog vom Reihenhaus ins ‹Stöckli›.



Fliessend: Das Raumkontinuum bietet Ausblicke in den Garten.

Eingepasst: Zementboden und Holzbau greifen präzis ineinander.

An der Brandwand

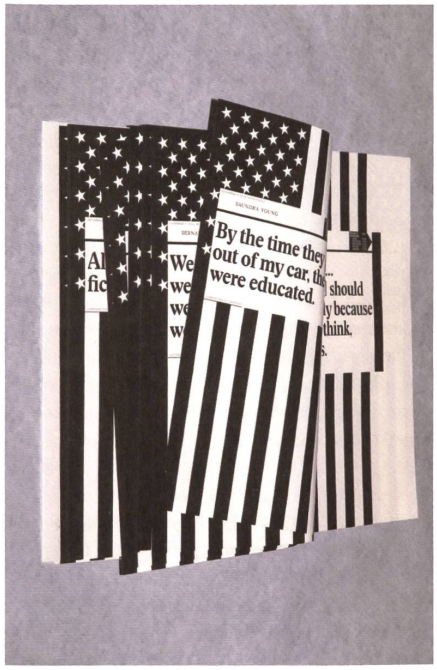
Die Parzelle an der Basler Lenzgasse grenzt an zwei Strassen und vier Grundstücke. Seit Kurzem hat sie ausserdem eine neue Hausnummer. Dahinter steckt ein zweigeschossiger Neubau, der sich gelassen an eine Brandwand lehnt. Ein Beitrag zur Verdichtung im Bestand: Die Bauherrin, eine verwitwete Dame, überliess das gegenüberliegende Reihenhaus von 1911 der Tochter und ihrer Familie und zog nach nebenan. Den Garten dazwischen nutzen sie nun gemeinsam.

Die Architekten sprechen liebevoll von einem ‹Stöckli›. So präzis wie unprätentiös umhüllten sie das Einraumhaus mit Welleternitplatten. Nobler ist der Sockel aus geschliffenen Zementplatten, der neben dem Eingang eine Sitzbank formt. Das Haus wurde konsequent als Einzelhaushalt gedacht, was typologische Freiheiten eröffnete. Die zwei Geschosse funktionieren als Raumkontinuum. Abschliessbare Zimmer gibt es nicht, dafür gekonnt verschränkte Raumsequenzen. Nur die Nebenräume haben Türen aus kostengünstigen Dreischichtplatten. Mit Griffen aus einfachen Holzleisten sehen sie aus wie Einbauschränke.

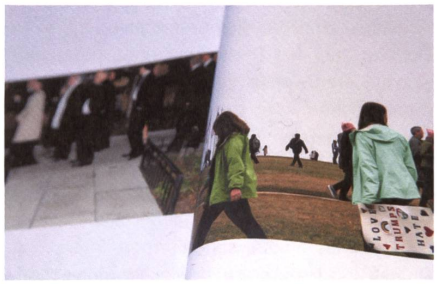
Low Budget war Programm. Es gibt keinen Keller, als Stauraum genügt ein Reduit unter der Treppe. Wärme, Wasser und Strom kommen vom Altbau. Die Fensterbreiten sind standardisiert und die Holzwände naturbelassen, was Gips- und Malarbeiten sparte. Im Bad verkleiden Eternitplatten die Wände, was Arbeit und Fugenzahl reduzierte. Einzig die Raumhöhe ist grosszügig: drei Meter im Licht verleihen den schlichten Räumen elegant stehende Proportionen. So luftig kann Verdichtung sein. **Lukas Gruntz, Fotos: Elena Kougionis**

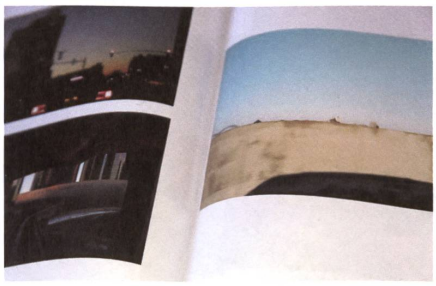
Neubau Haus Schmidt, 2020
Lenzgasse 39, Basel
Bauherrschaft: **Maja Schmidt, Basel**
Architektur: **Cueni Architekten / Inhouse Concept, Basel**
Auftragsart: **Direktauftrag, 2017**
Baumeister: **Egeler Lutz, Basel**
Holzbau: **Renggli, Schötz**
Küchen- und Schreinerarbeiten: **Lehrbetriebe beider Basel**
Baukosten (BKP 2): **Fr. 0,6 Mio.**

«Content will always be king».

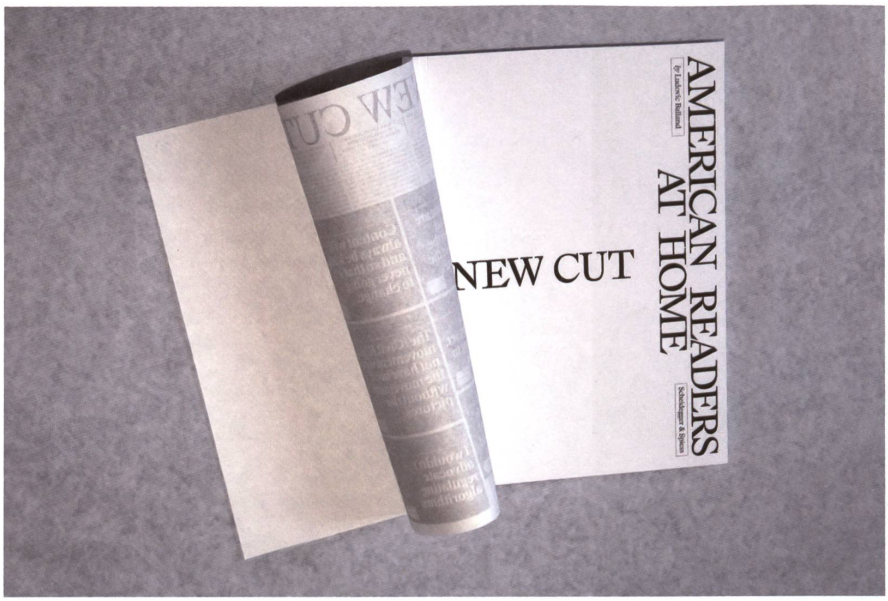


Grosszügig gestaltet: Zitate aus den Interviews mit den amerikanischen Zeitungslesenden.





Bilderstrecken illustrieren die USA-Reise von Buchgestalter Ludovic Balland.



‹New Cut› – dieser Zusatz prägt die Neuauflage des Buchs ‹American Readers at Home›.

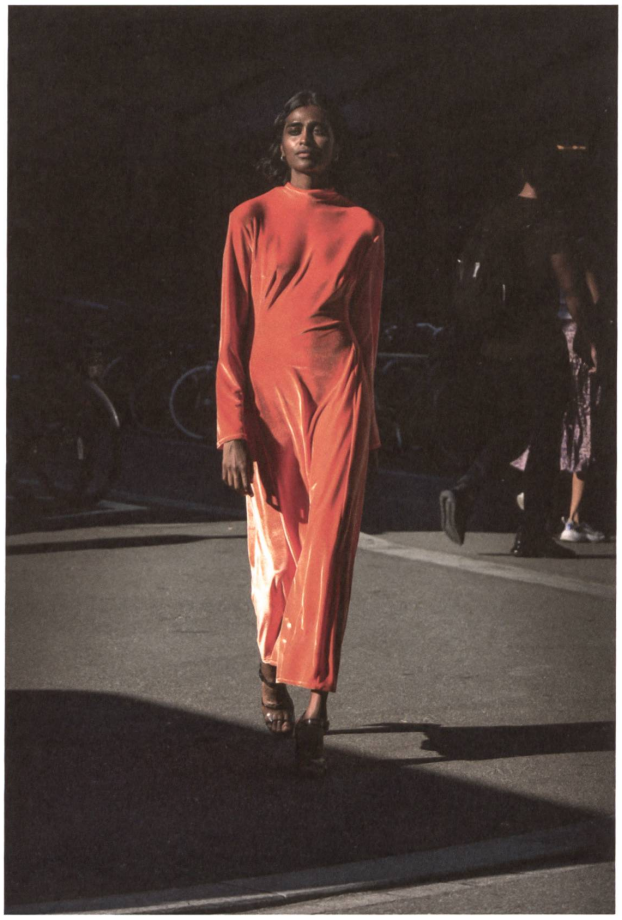
Zeitdokument der Widersprüche

Das Buch ‹American Readers at Home› erschien 2018: In 55 Interviews und 400 Bildern porträtierte der Schweizer Grafikdesigner Ludovic Balland amerikanische Leser und ihr persönliches Umfeld vor und nach der amerikanischen Präsidentschaftswahl. Schon bald war die Publikation vergriffen. Dann nahm das Museum im Bellpark in Kriens das Duell zwischen Biden und Trump zum Anlass, das Buchmaterial in eine Ausstellung zu überführen. Ludovic Balland editierte die Inhalte und übertrug sie in ein grösseres Format. Eine interessante Umkehrung – sagte Ludovic Balland in einem Porträt vor vier Jahren doch «ein Buch ist ein Haus» siehe Hochparterre 11/16. Aus der gleichnamigen Museumsausstellung entstand eine Neuauflage des ausverkauften Werks. Sie erschien am 3. November 2020, am Tag der US-Präsidentschaftswahlen. Anstelle eines grossformatigen Fotos sind nun auf dem Cover Statements der Leserinnen abgebildet. Das unterstreicht Ballands Aussage: «Es ist wichtig, sich auf den Leser zu konzentrieren und nicht nur auf die Nachrichten. Ich hoffe, dass wahre Geschichten die Fake News bald ersetzen werden.»

In Zusammenarbeit mit dem Museumskurator Hilar Stadler hat Balland die Inhalte grafisch umgeordnet hat und im ‹New Cut› neu auslegt. Auf 276 Seiten verbinden sich nun Fotografien von Stadtlandschaften, Interviews mit amerikanischen Zeitungslesenden über ihre Mediengewohnheiten, Porträtbilder, Faksimiles von Zeitungsseiten sowie Collagen von Statements zum Zustand der USA im 21. Jahrhundert. Hilar Stadler hat ein neues Vorwort beigesteuert. ‹American Readers at Home› bietet faszinierende Einblicke in die Gedanken und Stimmungen von amerikanischen Medienkonsumentinnen und Bürgern in aussergewöhnlichen, unsicheren Zeiten. Das Buch drei Jahre nach seiner Erstpublikation neu zu lesen, lässt uns besser verstehen, in welchem Mass Medien ihr Publikum immer wieder isolieren und vergessen. Sofort wird klar: Keine dieser Stimmen hat an Aussagekraft oder Dringlichkeit verloren. **Lilia Glanzmann, Fotos: Guillaume Musset**

American Readers at Home – New Cut, 2020
Herausgeberschaft: **Ludovic Balland, Pauline Mayor**
Gestaltung: **Ludovic Balland, Pauline Mayor**
Verlag: **Scheidegger & Spiess, Zürich 2020**
Format: **24 × 33 cm, Broschur, 276 Seiten, Englisch, 139 Schwarz-Weiss- und 69 Farbabbildungen**
Preis: **Fr. 39.–**
Bezugsquelle: **www.american-readers.com**

Der Mantel ist ein Stück aus der Ready-to-Wear-Kollektion.



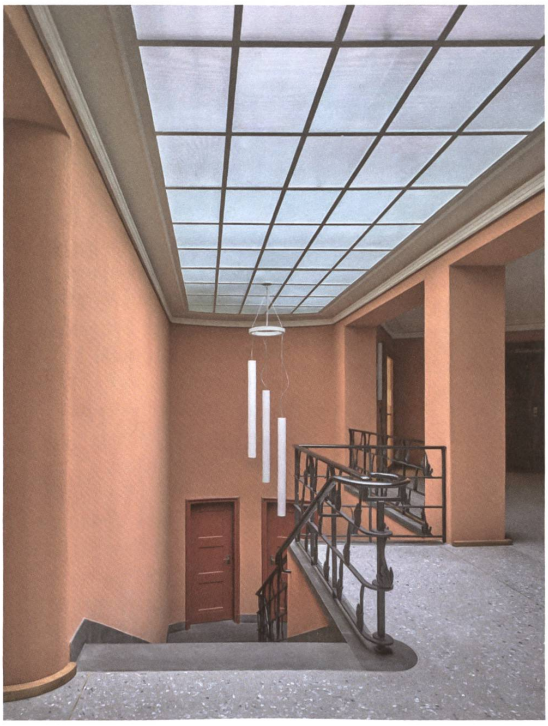
Aus der gleichen Kollektion stammt dieses orange Lycra-Kleid.

Starke Frauen in selbstsicherer Mode

Meret tritt im blumenbestickten Ecru-Seidenkleid aus der Bar, Jamina geht im taupefarbenen Mantel mit einem Strauss Inkalilien über den Platz, Caroline wartet im silberfarbenen Anzug an der Tramhaltestelle. Arienne Birchlers Kleider erzählen Geschichten von starken Frauen inmitten eines blühenden Lebens.

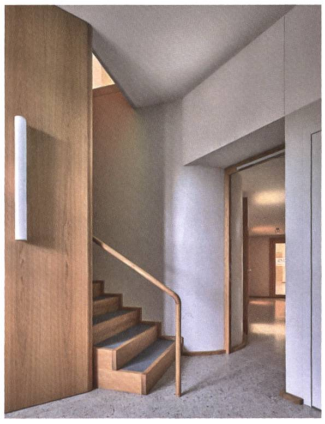
Vor 15 Jahren diplomierte die Modedesignerin an der Königlichen Akademie der Schönen Künste in Antwerpen. Sie arbeitete im Kreativteam von Dries van Noten, zog später nach New York und arbeitete dort für Diane von Fürstenberg. Vor zehn Jahren dann wechselte sie das Fach: Mit ihrer Zwillingsschwester Pascale schuf sie Installationen, Skulpturen und Zeichnungen, die im Kunstmuseum Luzern, in der Galerie Nicola von Senger oder im Haus Konstruktiv in Zürich ausgestellt wurden. Nun aber ist Arienne Birchler zur Mode zurückgekehrt: «Ich spürte die Dringlichkeit, die beiden Welten in etwas Neues zu verflechten.» Mit ihrer Kollektion für Frühjahr und Sommer 2021 lanciert sie erstmals eine eigene Linie: ‹Arienne Birchler›. Sie arbeitet mit einem hybriden Ansatz, der Kunst und Mode tragbar vereint. Ihr breiter Blick auf die Disziplinen eröffnet Perspektiven und zeigt ein neues Bild von Schönheit: Für ihre Kleider imaginiert sie einen Dorfplatz, auf dem Protagonistinnen auftauchen, sich auf ihren Wegen kreuzen und die Szene wieder verlassen. «Der Kern der Kollektion ist ein Universum, in dem weibliche Unabhängigkeit zuvorderst steht», sagt Birchler. Ihr Label besteht aus zwei Teilen: einer Ready-to-Wear- und einer Limited Edition. Letztere bietet ein Gefäss, um zu experimentieren und neue Formen, Stickereien, Drucke und Texturen zu entwickeln. «Ich schaffe einen Raum, in dem Handwerk und künstlerische Aspekte in Einzelstücke oder kleine Editionen einfliessen.» Die Materialpalette ist reichhaltig. Sie reicht von feinster, lilafarbener Seide und transparenter Baumwolle bis hin zu dichter Wolle, blauglänzendem PVC und bronzenem Kunstleder. Arienne Birchler präsentiert eine eigenständige Kollektion, die den Weg für ein dringend nötiges neues Modeverständnis ebnet – keine gehypte Ware, sondern ein Wertesystem, das Ästhetik, nachhaltige Produktion, künstlerische Kollaborationen und Kampagnen vereint. Ein schönes Detail: Die Szenografie für die Präsentation hat die Modedesignerin mit ihrer Schwester Pascale erarbeitet. **Lilia Glanzmann, Fotos: Michel Gilgen**

Modelinie ‹Arienne Birchler›
Kollektion Frühling / Sommer 2021,
22 Outfits, 37 Kleidungstücke, 3 Taschen
Design: **Arienne Birchler**
Preis: **auf Anfrage**
Bezugsquelle: **www.ariennebirchler.com**

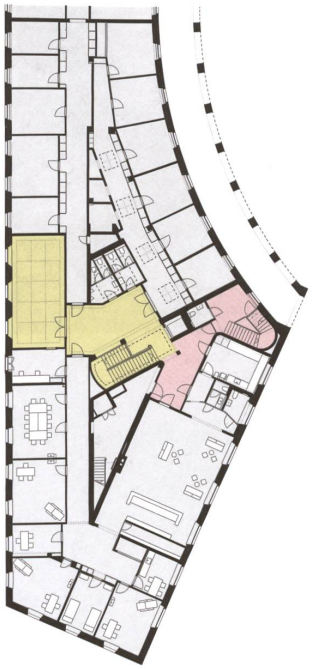


Der lichtdurchflutete Treppenaufgang.

Die Toilettenanlagen mit den ursprünglichen Einbauten.



Eine neue Treppe führt ins 2. Obergeschoss.



1. Obergeschoss

0 5 10 m

Querschnitt

Die Sorgfalt weitergeführt

Als die Gebrüder Pfister den Bahnhof Zürich Enge planten, verlegten sie alle Unregelmässigkeiten des dreieckigen Grundstücks ins Innere. Mit einem segmentförmigen, von einer Kolonnade gesäumten Platz gaben sie dem 1927 eröffneten Gebäude einen monumentalen Auftritt. Früher hielten in der Enge auch Schnellzüge, und die Reisenden fanden vom Billettverkauf über die Gepäckexpedition bis hin zu einem veritablen Bahnhofbuffet alle Dienstleistungen eines grösseren Bahnhofs vor. Im Nordflügel fanden sogar die Post und eine Ladenpassage Platz. Das Bahnhofbuffet lag im Südflügel und seine Küche befand sich in einem hohen Raum im ersten Stock, wo auch der mit Holz ausgekleidete Gesellschaftsraum lag. Diesen erreichte man über eine von oben belichtete, repräsentative Treppe, die in pfisterscher Manier sorgfältig gestaltet war. Zahlreiche Umbauten beeinträchtigten mit den Jahren die ursprüngliche räumliche Struktur und die sorgfältige Gestaltung.

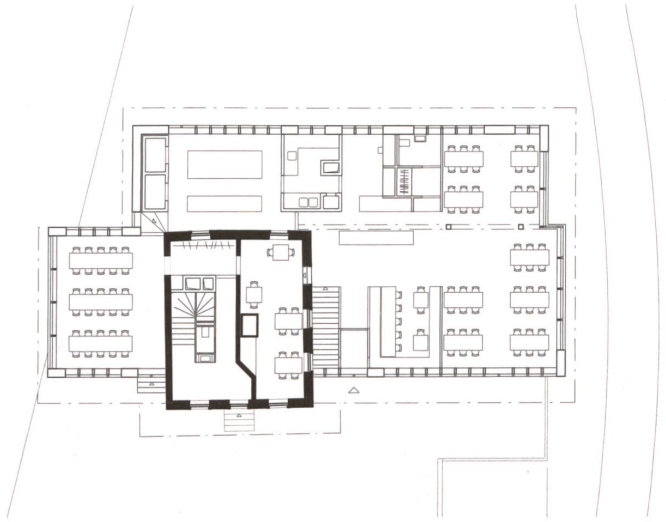
Mit dem Umbau der zwei Obergeschosse im Südtrakt machten Diethelm & Spillmann Architekten aus Zürich die ursprüngliche Raumstruktur wieder erlebbar und erweiterten die halböffentliche Erschliessung mit zeitgemässen Mitteln bis ins zweite Obergeschoss. Aufgrund alter Befunde gaben sie der Treppenhalle die ursprüngliche Farbigkeit zurück und ersetzten den Teppichboden durch einen fugenlosen Hartbelag. Den weitgehend erhaltenen einstigen Gesellschaftsraum sanierten die Architekten sanft; er kann gemeinsam von den drei Mietparteien – Praxen für Gynäkologie, Kieferorthopädie und Kinderkardiologie – genutzt werden. Für die Praxis für Gynäkologie und Geburtshilfe konnte das Architekturbüro auch den Innenausbau vornehmen. Es nutzte die Gelegenheit, um den überhohen, zweiseitig belichteten Raum der früheren Buffetküche freizulegen und in seinen Dimensionen wieder erlebbar zu machen.

Die Treppe ins zweite Obergeschoss, das bisher nur intern erschlossen war, konnten die Architekten aus Eichenholz bauen, da sie nicht als Fluchtweg dient. Die Treppe führt die handwerklich präzise Gestaltung der Gebrüder Pfister mit heutigen Mitteln nahtlos fort. Eine Überraschung erlebt, wer die Toiletten besucht: Hier sind die alten Wand- und Bodenbeläge und die Trennwände noch erhalten – und dank eines Glasdaches ins beste Licht gerückt. **Werner Huber, Fotos: Roger Frei**

Bahnhof Zürich Enge, Umbau Südflügel, 2020
Tessinerplatz 12, Zürich
Bauherrschaft: **SBB Immobilien, Zürich**
Architektur: **Diethelm & Spillmann Architekten, Zürich**
Bauleitung: **Hügi Architekten, Zürich**
Kosten (BKP 1–5): **Fr. 4,3 Mio.**

Die Neubauten des Ausflugsrestaurants Hochwacht umschliessen den alten Kernbau auf drei Seiten. Foto: Georg Aerni

Innen ist fast alles aus Tannenholz gefertigt, der Boden ist aus Waschbeton. Foto: OLBH



Erdgeschoss

0 2.5 5 m

Hightech, heimelig

Zwischen Limmat- und Glatttal spannt sich die Lägern, ein markanter Gebirgsausläufer des Jura. Die Hochwacht ist zwar mit 859 Metern nicht ihr höchster Punkt, aber seit der Eröffnung der Spanisch-Brötli-Bahn ein beliebter Ausflugsort. Bereits von Weitem zu sehen ist die riesige, weisse Kugel der Radarstation für den Flugverkehr. Daneben entstand 1865 aus den Steinen einer Burgruine das erste Ausflugsrestaurant. Es folgten viele Umbauten und Erweiterungen, Pächter kamen und gingen. Die Letzten vor zehn Jahren. Nun hat eine in der Nähe lebende Privatfrau das Restaurant gekauft und nach einem langen Findungsprozess den jungen Zürcher Architekten Johannes Leibundgut mit der Planung eines neuen Gebäudes beauftragt.

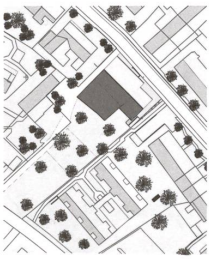
Das Mauerwerk des turmartigen, denkmalgeschützten Kernbaus von 1865 konnte aufwendig wiederhergestellt werden. Im entkernten Inneren finden die ‹Hoferstube› und die dreistöckige Wohnung des Pächterpaares Platz. Ein niedriger Neubau schmiegt sich um den Turm, der sich mit gelbem Verputz und rotem Ziegelhut auch aussen stark abhebt. Der grünliche Neubau aus einheimischer Tanne steht auf einem Sockel aus Beton und Resten von alten Mauern. Mit Giebelkopf und Bandfenstern schiebt er sich selbstbewusst zur südlichen Aussicht, denn für Grösse, Dach- und Fensterformen war nicht das Flickwerk des letzten Bestandes rechtlich ausschlaggebend, sondern eine nie ausgeführte Planung von 1968. Die grosse ‹hölzige Gaststube› möchte sich bei den zahlreichen Stammgästen beliebt machen, zum Beispiel beim Männerchor Boppelsen. Der Boden ist kurioserweise aus Waschbeton. Eine kleinere Gaststube ermöglicht nun neu auch den Blick auf die Nordseite, ins Wehntal.

Ebenso aussergewöhnlich wie aufwendig ist die Wärmeversorgung des Hauses. Autarkie war der Besitzerin wichtig, doch an diesem exponierten Ort ist weder eine Erd- noch eine Luftwärmepumpe möglich. Die Lösung brachte ein stillgelegter Armeebunker jenseits des Biergartens im Wald gelegen: Mit Wasser gefüllt dient er nun als Eisspeicher, der im Zusammenspiel mit Dachkollektoren und einer Wärmepumpe das Haus heizt. Hightech ist übrigens auch der Sonnenschutz des Gastsaals: Auf Knopfdruck verdunkeln sich die Fensterscheiben wie von Geisterhand, denn für Storen ist es hier oben zu windig. **Axel Simon**

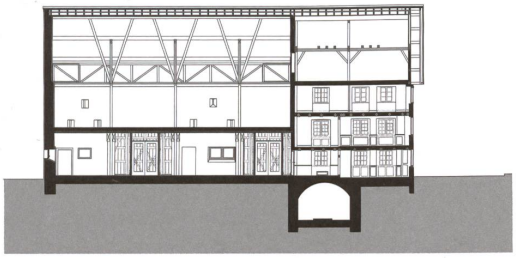
Restaurant Lägern Hochwacht, 2020
Lägernhochwacht 2, Regensberg ZH
Bauherrschaft: **Sibylle Hauser, Niederweningen**
Architektur: **Office Leibundgut Bühler Hartmann, Zürich**
Auftragsart: **Direktauftrag, 2016**
Bauleitung: **A. Wanner Baudienstleistungen, Niederhasli**
Tragwerksplanung: **Waltgalmarini, Zürich**
Gebäudetechnik: **Amstein + Walthert, Zürich**
Gesamtkosten (BKP 1–9): **Fr. 7,45 Mio.**
Baukosten (BKP 2 / m³): **Fr. 1150.–**

Dorfschüür in Würenlingen: einst Stall mit Wohntrakt, nun Kulturzentrum mit Bibliothek und Ausstellungsräumen.

Im Festsaal liegen Eichenriemen aus Würenlingen.

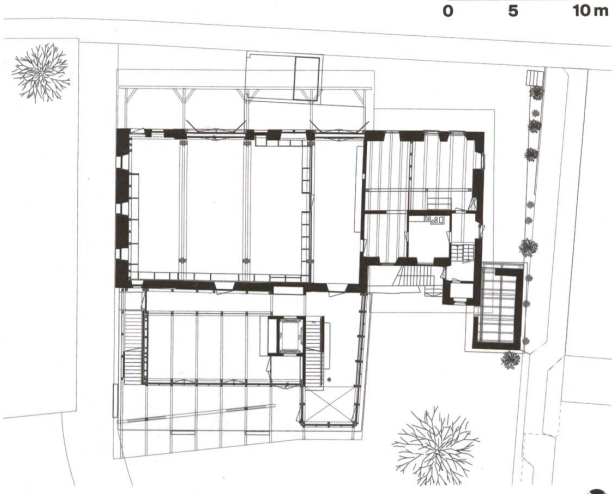


Situation



Längsschnitt

0 5 10 m



Erdgeschoss

Umbau mit Feingefühl

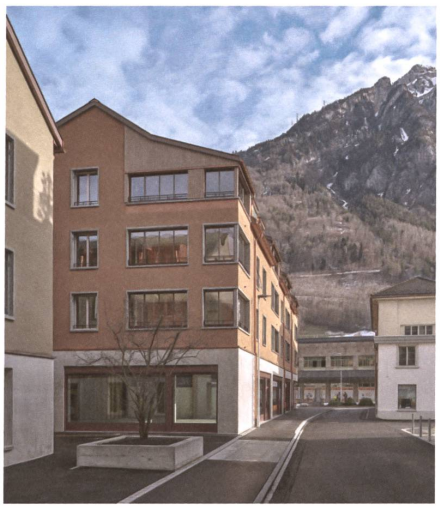
Beinahe zärtlich stützt die junge Holzkonstruktion die fragile Bruchsteinwand der Dorfscheune in Würenlingen. Dieser auf einem Baustellenfoto festgehaltene Moment erzählt von den Prothesen, die Bauten mit der Zeit benötigen – vom Stützen und geduldigen Einpassen. Auch im fertigen Umbau von Schmidlin Architekten ist diese Bindung zwischen Alt und Neu erfahrbar.

Unweit des Wasserschlosses, wo sich Aare, Reuss und Limmat vereinigen, wurde die Schüür zum Kulturzentrum. Das Gebäude von 1783 zählt zu den traditionellen Aargauer Einhausbauten mit Wohn- und Wirtschaftsteil. Das ausladende Vordach der Scheune säumt die Strasse, schafft einen neuen Vorplatz und schützt nun auch einen schlichten Brunnen aus rohem Stahl, der sich in der ehemaligen Mistgrube befindet. Im Hinterhof tauchen die Y-förmigen Holzträger der Dachauskragung als grazile Stützen wieder auf. Dort tragen sie das Vordach des lichtdurchfluteten Anbaus, der einen freien Blick in den Garten gewährt.

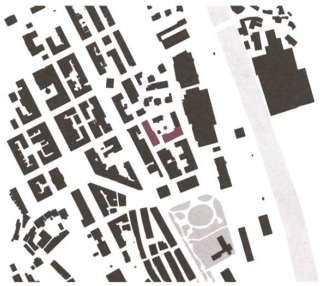
Der Umbau erhält so viel wie möglich. Bis auf die Binder im Wohnteil, der heute als Ausstellungsraum dient, war die Dachstruktur allerdings nicht zu retten. Stahlträger stützen einsturzgefährdetes Mauerwerk und Balken. Die grössten Eingriffe erfolgten in der ausbaufähigeren Scheune, wo sich die Dorfbibliothek und der Festsaal befinden. Lüftungsschlitze in der Fassade erinnern daran, dass dort einst Kühe wiederkäuten. Im neuen Dachstuhl, in dem sich der grosszügige Festsaal befindet, bedeckt weisser Stoff die Dämmung aus Schafwolle. So erinnert nicht nur die Geometrie des Dachs, sondern auch sein Material an ein Zelt. Die Bäume für den massiven Riemenboden aus Würenlinger Eiche suchten die Architekten gemeinsam mit der Bauherrschaft aus.

Das Hinzugefügte passt sich ein, ohne dabei das Bestehende nachzuahmen. Die vom Dach abgehängte Laube etwa dämpft mit ihren tanzenden diagonalen Holzgurten den Ernst des historischen Baus. Neugierig linst man um jede Ecke – hier zieht eine dunkelrot gebeizte Küche den Blick an, da eine diamantförmige Holzstütze und dort die filigranen Betonsockel, auf denen die Holzstützen zu schweben scheinen. **Leonie Charlotte Wagner, Fotos: Roland Bernath**

Kulturzentrum Dorfschüür Würenlingen, 2020
Dorfstrasse 35, Würenlingen AG
Bauherrschaft: **Ortsbürger und Gemeinde Würenlingen**
Architektur: **Schmidlin Architekten, Zürich**
(Projektleitung: Lisa Mäder, Mitarbeit: Hubert Holewik)
Auftrag: **selektiver Projektwettbewerb, 2016**
Baumanagement: **Schneider Spannagel, Döttingen**
Holzbauingenieure: **Makiol Wiederkehr, Beinwil am See**
Holzbau: **Vögeli, Kleindöttingen**
Baukosten (BKP 2): **Fr. 6,1 Mio.**
Geschossfläche: **1075 m² brutto**



Städtischer Sockel, wohnlicher Aufbau.



Das Areal liegt in der Nähe von Bahnhof und Volksgarten am Rand der Glarner Blockrandstadt.

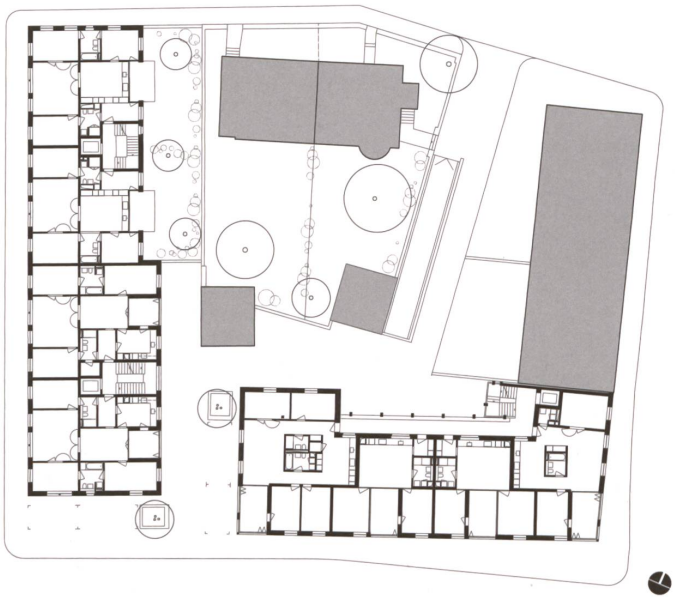
Drei Geschwister

Nachdem 1861 ein Brand den Kern von alten Glarus ausradiert hatte, legte man ein rechtwinkliges Strassennetz an und bebaute die Karrees nach einheitlichen Gestaltungsgrundsätzen. Am Bahnhof von Glarus trifft diese Blockrandstruktur auf grossflächiges Gewerbe und den Volksgarten. Dort liegt das Geviert des früheren Salzlagers, das lange ein Flickwerk aus Einzelbauten und einem Parkplatz war. Nun bilden drei rotbraun verputzte Häuser ein Ensemble, das an jeder Ecke auf den Kontext zugeschnitten ist.

Stehen geblieben ist ein beiger Wohnblock, der das Geviert längs zum Einkaufszentrum und Bahnhof hin abschliesst. Daneben tritt neu die Stirnfassade eines betont städtischen Hauses auf. Schaufenster im Sichtbeton zeigen das gewerblich genutzte Erdgeschoss und schaffen Öffentlichkeit am richtigen Ort. Die zwei Wohngeschosse sind verputzt, Leibungen aus Kunststein rahmen die Fenster, die kupfernen Dachgauben glänzen. Ums Eck streckt sich der Bau in die Tiefe des Blocks. Seine zwei Geschwister stehen an der hinteren Gasse, das vordere Haus weicht zurück und lässt einen Vorplatz frei. Das Fassadenprinzip ist gleich, doch variieren die Putzfarben und ebenso die Höhe des Sockels, der im Hochparterre Wohn- und Gewerberäume aufnimmt.

Mit 2½ bis 5½ Zimmern bieten die Wohnungen ein reichhaltiges Angebot an zentraler Lage, auch architektonisch. Da die Bauordnung keine Balkone zur Strasse zuliess, gibt es nun verglaste Loggien, die trotz grosser Bautiefen durchgesteckte Grundrisse ermöglichen. Sie belichten einen zentralen Verteilraum, der Esszimmer und oft auch Küche ist. Drum herum verbinden sich die Räume in den grösseren Wohnungen über Badezimmer und Entree zu Rundläufen. Hartbeton- und Parkettböden sowie verschiedene Türformate wechseln sich ab und deuten mögliche Zimmerzuteilungen an – und doch bleibt Spielraum für andere Wohnvorstellungen. Mit den Fassaden der Nachbarschaft vor den Fenstern wähnt man sich in einer städtischen Genossenschaftssiedlung – für Glarus vielleicht zu städtisch: Ein Teil der Wohnungen blieb zunächst leer. Ob sie ihr Publikum finden, wird sich zeigen – im städtischen Raum überzeugt das neue Passstück jedenfalls bereits heute. **Text: Deborah Fehlmann, Fotos: Roland Bernath**

Ein zentraler, von der Loggia belichteter Raum vermeidet Korridore und ist in einigen der Wohnungen zugleich Essküche.



Regelgeschoss: Beim kleinen Absatz ist das lange Gebäude gestalterisch in zwei Häuser geteilt, daher die Zählung der ‹drei Geschwister›.

0 5 10 m

Überbauung Salzmagazin, 2020
Schweizerhofstrasse / Werkhofstrasse / Stampfgasse, Glarus
Bauherrschaft: **Glarimmag, Niederurnen**
Architektur: **Arge Futurafrosch und Marcel Baumgartner, Zürich**
Auftragsart: **Wettbewerb, 2014**
Bauleitung und Baumanagement: **Heka, Niederurnen**
Gesamtkosten BKP 1–9: **Fr. 10,3 Mio.**
Geschossfläche: **ca. 5927 m²**

Gefrostetes Glas: Erst auf den zweiten Blick ist die Uhrzeit ablesbar.

Ganz in Weiss

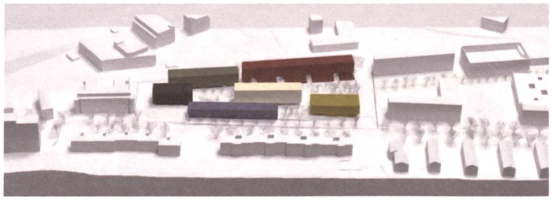
Legen Schnee und Frost eine Decke über die Welt, scheint die Zeit stillzustehen. Diese Stille überträgt Li Edelkoort auf ihre Uhr ‹True Thinline Stillness›. Das Modell ist eine weitere Kooperation des Legnauer Herstellers Rado mit internationalen Designern. Jasper Morrison entwarf das Modell ‹r5.5› siehe Hochparterre 12/09, Konstantin Grcic überarbeitete den 1990er-Jahre-Klassiker ‹New Ceramica› siehe Hochparterre 10/16. Anders als ihre Vorgänger schleift die Trendforscherin Edelkoort nicht an Ecken und Kanten, sie schafft aus einem bestehenden Modell ein Statement.

Als Vorlage diente ihr die ultraflache ‹True Thinline›, die gleich zwei Rado-Spezialitäten vereint: kratzfeste Hightech-Keramik und Monobloc-Konstruktion. Edelkoorts Clou ist das Saphirglas mit Frosteffekt über dem Ziffernblatt. So macht sie das Ablesen der Zeit zu einem kontemplativen Moment. «Zu wissen, dass die Zeit in unseren Händen liegt, und sie gleichzeitig zu vergessen», beschreibt Li Edelkoort ihre Idee. Wir sollen uns von der Hektik des Alltags befreien und «das Bewusstsein für eine Sekunde verlängern, die Erhabenheit einer Minute erkennen und die Einfühlsamkeit einer Stunde erfassen», führt sie blumig aus. «Weniger ist mehr», sagt ihr Entwurf: Das fünf Millimeter dünne warmweisse Keramikgehäuse mit einem Durchmesser von 39 Millimetern fasst ein Titanboden mit gewölbtem Saphirglas. Darunter werden je nach Blickwinkel die weissen Stunden- und Minutenzeiger sichtbar. Ein farblich passendes Keramikband vervollständigt die monochromatische Optik. Auch sonst hat Rado bereits Bestehendes überdacht: Die Uhr wird erstmals in einer recycelten Verpackung präsentiert. Ihr Herzstück ist eine Schatulle aus aufbereitetem Kunststoff, die auch als Reiseetui dient. Ein QR-Code auf schwarzem Karton ersetzt die Gebrauchsanweisung.

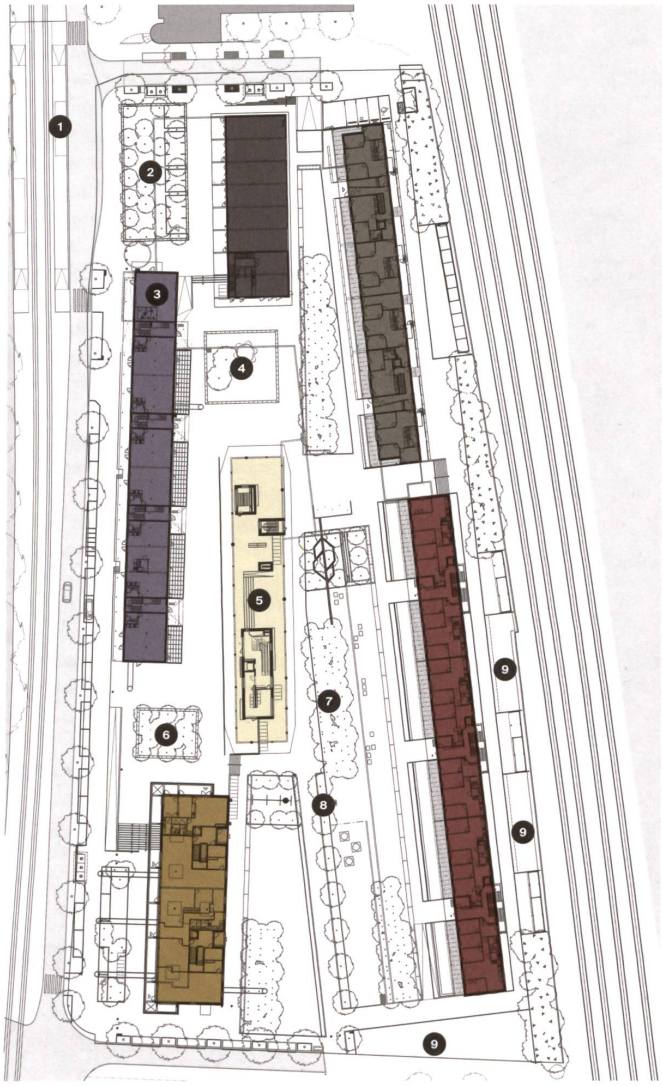
Die Uhr lädt dazu ein, sich bewusst Zeit zu nehmen. Li Edelkoort benennt damit ein wachsendes Bedürfnis nach Stille und Klarheit, nach Authentizität und Sinn. Aber nicht nur deshalb passt die ‹True Thinline Stillness› in unsere Zeit: Sie ist unisex und mehr Schmuckstück als Uhr – denn, wer die Zeit wissen will, schaut auf das Smartphone. **Lilia Glanzmann, Fotos: Romain Lienhardt**

Armbanduhr ‹True Thinline Stillness›, 2021
Design: **Li Edelkoort, Paris**
Hersteller: **Rado, Lengnau**
Werk: **Quarz, zwei Zeiger**
Gehäuse: **weisses Monobloc-Gehäuse aus Hightech-Keramik, gewölbtes Saphirglas**
Masse Zifferblatt: **39 mm**
Preis: **Fr. 2000.–**

Farben und Balkonschichten geben jedem Haus ein eigenes, markantes Äusseres.



Bereits das Wettbewerbsmodell zeigte den bunten Häuserschwarm.



Es passiert im Sockel

Mit Sicherheit kein Sehnsuchtswohnort: Das Reitmenareal in Schlieren hat die Bahn im Rücken, die Autos vor der Nase und eine mehrheitlich reizlos gebaute Nachbarschaft. In die Schlagzeilen schaffte es das Gelände 2013, als Dutzende darauf abgestellter Occasionswagen in Flammen aufgingen. Im Rahmen eines Studienauftrags fragte die Investmentfirma Pensimo Management 19 Architekturbüros, wie das Areal mit seinen 20 000 Quadratmetern bewohnbar gemacht werden könnte. Als eines der wenigen schlug das Team Haerle Hubacher und Raderschall keine Grossform vor, sondern erfüllte den Lärmschutz mit einem Satz überlegt gesetzter Gebäude. Diese ähneln sich volumetrisch und sind im Charakter doch ganz eigen herausgekommen.

Jedes Haus birgt eine eigene Art Wohnungen und sieht mit den teils expressiven Balkonschichten und markanten Farben anders aus. Dies forcierte die Bauherrschaft, indem sie neben Haerle Hubacher auch Steib & Geschwentner mit drei der sechs Häuser beauftragte. Hier wird Identität nicht mit identisch verwechselt. Der entwicklerische Tunnelblick, stets nur auf den inneren Zusammenhalt der eigenen Projektinsel gerichtet, bleibt aus.

Das macht aus der Überbauung mehr Quartier als Siedlung, was auch die Zwischenräume zeigen. Sie sind hart, weich, eng oder weit, es gibt Plätze und Gärten, Vorplätze und Vorgärten sowie Baumdächer und Wiesen. Überall kann man durchgehen, Treppen und Absätze beleben die Bewegung. Der öffentliche Park, den der Gestaltungsplan ‹Schlieren West› fordert, ist eine Mischung von Aussenräumen, die so unterschiedlich sind wie die Häuser.

«Es passiert im Sockel», sagt der Architekt Christoph Haerle: «Egal, ob in alten oder neuen Überbauungen, hier liegt die Schnittstelle von öffentlich und privat.» Dieser Sockel ist im Reitmen einheitlich materialisiert in schimmernden Betonelementen, was die Häuser auf Augenhöhe der Fussgängerin zusammenbindet. Hier sind Ateliers, Café, Lebensmittelladen, Waschküchen und einladende Hauseingänge untergebracht. Und in der Mitte steht ein weisses Haus auf Stützen und lässt unter sich eine grossartige kleine Säulenhalle frei. Ein Ort für Schwätzchen und Feste oder auch nur ein Ort, um sich am räumlichen Erlebnis zu erfreuen. **Rahel Marti, Fotos: Seraina Wirz**

Stadtsiedlung Reitmen, 2020
Badenerstrasse 90, Schlieren ZH
Bauherrschaft: **Pensimo Management, Zürich**
Architektur: **Haerle Hubacher, Zürich (Gesamtkonzept, Häuser 3, 4, 5); Steib Gmür Geschwentner Kyburz, Zürich (Häuser 1, 2, 6)**
Landschaftsarchitektur: **Raderschall Partner, Meilen**
Baumanagement und Baurealisation: **GMS Partner**
Baukosten: **noch nicht abgerechnet; Kostenvoranschlag (BKP 2, 2017) Fr. 67 Mio.**

Hinter der Schrankwand versteckt befindet sich die Nasszelle.

Eine Stahlskulptur des französischen Künstlers Bernar Venet ziert die Lobby.

Die Zimmer sind spartanisch-schlicht eingerichtet.

Auch die Hotellobby lädt zum Verweilen ein.

Zuhause in Basel

Mit dem neu renovierten Boutiquehotel komplettieren Herzog & de Meuron das Volkshaus Ensemble am Claraplatz in Basel. Bereits vor zehn Jahren renovierten die Architekten die Bar und die Brasserie der ehemaligen Burgvogtei, deren Geschichte bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht siehe Hochparterre 6–7/12. Das Volkshaus selbst entstand Anfang des 19. Jahrhunderts. Sich an die Bedürfnisse der jeweiligen Dekade anpassend veränderte sich das Haus innerlich und äusserlich, ohne je ein gesamtheitliches Konzept zu verfolgen. Es wurden Veranstaltungsräume, eine Konzerthalle, Büroräumlichkeiten, ein Laden und ein Restaurant sowie, zuoberst unter dem Dach, Personalzimmer hinzugefügt. Für ihr Projekt orientierten sich Herzog & de Meuron an den Plänen des damaligen Architekten Henri Baur. Ihr Ziel war es, die originale Architektur freizulegen und das Haus von Einbauten und Verkleidungen der 1970er-Jahre zu befreien.

Auch für den Hotelumbau haben sie mit viel Fingerspitzengefühl die historische Substanz ergründet, aufgearbeitet und modern interpretiert. Die 45 Zimmer und Suiten sind pragmatisch eingerichtet, bleiben aber behaglich und elegant. Aufgrund der historischen Bausubstanz ist jeder Raum individuell geschnitten, die jeweilige Inneneinrichtung ist entsprechend darauf abgestimmt. Allen gemeinsam ist die grosszügige Raumaufteilung und die Helligkeit sowie das Farbkonzept mit Grüntönen. Trotz des schlichten Interieurs mit den eigens dafür entworfenen Loungechairs, Steh- und Tischlampen und den aus der alten Brasserie bekannten Merian-Stich-Tapeten zeigen alle Zimmer Referenzen an die einstigen Personalzimmer. Die Toiletten und die Duschen befanden sich früher oft ausserhalb der Hotelzimmer. In Analogie dazu ist in den Zimmern des Volkshauses lediglich der Waschtisch zu sehen, die Nasszellen mit Dusche und Toilette verbergen sich hinter einer schwarz gebeizten, massiven Eichenholz-Schrankwand. Textilien dienen als Raumtrenner und Fenstervorhänge und verstecken clever den Fernseher. Das verleiht den Zimmern eine wunderbar analoge Note.

Das Highlight erwartet die Gäste beim Betreten des Hotels: Die Lobby erinnert an Wes Andersons Filmkulissen. Zur besonderen Atmosphäre trägt der aufwendig handgearbeitete Mosaikboden aus Marmor bei, der auch in der Bar zu finden ist. Gelungen ist auch die Kooperation mit der Basler Galerie von Bartha, die im Entree unter dem Titel ‹Von Bartha Insight› vier- bis fünfmal pro Jahr grossformatige Kunstpositionen präsentieren wird. **Lilia Glanzmann, Fotos: Robert Rieger**

Boutiquehotel Volkshaus Basel, 2020
Rebgasse 12–14, Basel
Bauherrschaft: **Leopold Weinberg, Adrian Hagenbach**
Auftraggeberin: **Volkshaus Basel Immobilien AG**
Architektur: **Herzog & de Meuron, Basel**

vola®
The original
Brushed gold
Naturally inspiring.
Purity of design and craftsmanship.
T39EL built-in heated towel warmer,
in colour 70 (Exclusive Colour Series).
Explore the story vola.com/on-design
Follow us instagram.com/vola.denmark
VOLA AG | Showroom Bauarena
Industriestrasse 18
8604 Volketswil
Tel: +41 44 955 18 18 | sales@vola.ch
Besuchen Sie den VOLA Showroom in
der Bauarena Volketswil und erleben
Sie Armaturen und Duschen in Funktion.
vola.ch